



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der grüne Heinrich

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Krankheit raubte ihm das Gedächtnis, und allmählich umnachtete sich sein heller Geist. Wohl suchte er in der ihm auferlegten Unthätigkeit Trost in der Musik; aber bald versagte auch dieses Mittel: er erkannte die eignen Lieder nicht mehr. Am 29. Oktober 1883, im einundachtzigsten Lebensjahre, nahm ihn ein friedlicher Tod hinweg.



Der grüne Heinrich



icht ganz vier Jahre nach dem Tode Gottfried Kellers, des Dichters, dessen Bedeutung so lange und so leidenschaftlich bestritten worden ist, um schließlich doch, etliche Fortschrittsphrasenmacher und etliche freundnachbarliche und landsmännische Reihammeln abgerechnet, allseitig anerkannt zu werden, treten die beiden ersten Bände einer ausführlichen Lebensgeschichte von ihm: Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold (Berlin, Wilhelm Herz) ans Licht. Da es sich um eine der üblich und beliebt gewordenen biographischen Darstellungen handelt, bei denen die Erzählung des Biographen nur einen dünnen Faden für die Aufreihung der eignen Aufzeichnungen und Bekenntnisse des Helden bildet („nur wo keine Briefe oder sonstige Aufzeichnungen vorhanden sind, wie in gewissen Abschnitten der Jugendzeit, nimmt der Biograph das Wort“), so hat die Hauptarbeit Baechtolds in der Zusammenbringung der Briefe und der anderweitigen Lebenszeugnisse Kellers sowie in der Auswahl aus diesen bestanden. Das Material, das die beiden vollendeten Bände (erster Band 1819 bis 1850; zweiter Band 1850 bis 1861) enthalten, ist nun freilich viel mehr als bloßes Material, es spiegelt, wenigstens in seinem wichtigern Teil, treu und scharf ein Dichterleben wieder, in dem alles: Naturanlage, Jugendgeschick, Bildungsgeschichte, innere Neigung und äußere Erfahrung, künstlerische Richtung und geistige Persönlichkeit, von größter Eigentümlichkeit war und blieb. Baechtold berichtet in dem Vorwort zum ersten Teil, Keller habe einmal gefunden, daß sich in die Lebensbeschreibungen unsrer Dichter im allgemeinen ein zu enthusiastischer Ton eingeschlichen habe, der die Solidität der Darstellung beeinträchtige. Deshalb strebt der Züricher Litterarhistoriker, der Welt ein wahres, ehrliches und schlichtes Buch über seinen großen Landsmann zu geben und Gottfried Keller selbst reden zu lassen. „Den ganzen Gottfried Keller wird man erst aus seinen Briefen kennen lernen, und von diesen gilt der Hebbelsche Ausspruch: Niemand schreibt, der nicht seine Selbstbiographie schreibe, und dann am besten, wenn er am wenigsten darum weiß.“

Grenzboten III 1894

Die Erkenntnis dieser unbestrittenen Wahrheit hat der Art von biographischer Darstellung, die auch Baechtold für seine Lebensgeschichte Kellers gewählt hat, gegenwärtig zu überwiegender Geltung verholfen. Baechtold täuscht sich zwar im ganzen nicht darüber, daß sich die herrschende Meinung, jedes von der eignen Hand eines Verstorbenen beschriebne Blatt zu veröffentlichen und es als Selbstbekenntnis zu verwerten, vielfach gegen Takt und Pietät versündigt, er nimmt für den Biographen das Recht in Anspruch, aus den in seiner Hand befindlichen Dokumenten eine Auswahl zu treffen, er bekennt sich zu dem Grundsatz, „alles, was Bitternis erregen könnte oder gleichgiltige Dinge betrifft, wegzulassen.“ Er setzt selbst hinzu: „wenns bloß auf mein Gefühl angekommen wäre, hätte ich sogar den größten Teil der Münchner Briefe auf sich beruhen lassen, weil ihr Inhalt vielfach peinigend wirkt, und man in ihnen doch zu oft den Schuldenboten hinter dem armen Gottfried Keller herlaufen sieht.“ „Aber — fährt er fort — der Charakter des Buches bedingt es, daß nicht nur das Schöne und Beschwichtigende aus diesem Leben herausgehoben wird.“ Ganz recht, nur daß bei wortgetreuem Abdruck einer Reihe von Lebenszeugnissen, wie den in Rede stehenden, leicht etwas Unwahres nicht in die einzelnen Thatfachen, wohl aber in die Proportionen, ja in Licht und Schatten eines Lebensbildes kommt. Es ist seltsam, wie sehr sich unsre vom Material beherrschte litterarhistorische Wissenschaft über dieses Mißverhältnis täuscht. Nehmen wir gleich die obenerwähnten Briefe Gottfried Kellers aus München, die er als ganz jugendlicher Landschaftsmaler mit unsicherer Vorbildung, in unfertigen Verhältnissen und in fortwährender Geldbedrängnis an seine Mutter in Zürich gerichtet hat. Sie wirken mit einer Wucht auf die Darstellung dieser Episode von Kellers Leben, daß der Eindruck zurückbleibt, als ob der Künstler in diesen Armseligkeiten völlig aufgegangen und alles andre in und um ihn gleichsam zur Nebensache geworden wäre. Und doch ist für jeden, der etwas von solchen Entwicklungen weiß, ganz klar, daß der zweiundzwanzigjährige Maler, ein paar schlimme Tage und Stunden abgerechnet, die materiellen Nöte viel mehr unter den Füßen gehabt haben wird, als es jetzt scheint; doch hat Keller damals wie später das Bewußtsein gehabt, daß dergleichen Wässer dem von Haus aus tüchtigen und zu Höherem berufenen Menschen wohl bis an die Brust, ja bis an den Hals gehen können, daß man aber nicht darin ertrinkt. Überdies war vor einem halben Jahrhundert der Druck einer ärmlichen Lebenslage nicht halb so hart und peinlich wie heute, und selbst heute würde eine großangelegte und tapfere Natur, wie die Gottfried Kellers war, den Kampf mit diesem Druck siegreich bestehen. Das ist nur ein Beispiel von vielen. Die moderne Litteraturgeschichte thut sich so viel auf ihre kritische Methode zu gute und kommt doch der Gefahr kritikloser Überschätzung ihrer einzelnen Unterlagen oft sehr nahe. Baechtold befand sich nicht nur in dem glücklichen Falle, über unschätzbares Material für den größeren Teil seiner

Arbeit zu verfügen, sondern er ist auch, mit ein paar Ausnahmen, überall bemüht gewesen, die Lücken der Selbstbekenntnisse durch andre Zeugnisse und Überlieferungen zu ergänzen und selbständig Kritik zu üben.

Dem Darsteller seiner Jugend- und Bildungsgeschichte, seiner beginnenden Entwicklung hat Gottfried Keller mit seinem umfangreichsten Werke, dem Roman „Der grüne Heinrich,“ einen gewaltigen, schwer zu bewältigenden Block in den Weg gewälzt. Keller selbst hat es nie geleugnet, daß dieser Roman in Thatfachen, Erlebnissen und Stimmungen viel Autobiographisches berage, und von der Zeit seines ersten Erscheinens an ist der „Grüne Heinrich“ so oft mit andern autobiographischen Romanen verglichen worden, daß darüber der Anteil, den die poetische Erfindung und das künstlerische Gestaltungsvermögen an dem schönen und reichen Buche haben, gewissermaßen vergessen wurde. Ja in dem ziemlich geschmacklosen Phantasiestück, das das „Allgemeine Reichskommersbuch“ (von Müller von der Werra) eröffnet, wird Gottfried Keller in Person schlechthin als „der grüne Heinrich“ eingeführt. Nach Baechtolds ausführlichen und zum Teil überraschenden Nachweisungen wird die Übereinstimmung vieler Einzelheiten von Kellers Jugendleben und gewisser Züge des Romans noch viel verführerischer für die Art von Kritik werden, die nun einmal nicht begreifen kann, daß alle Fäden, die aus dem Leben eines Dichters stammen, doch nur den Einschuß für das Gewebe einer echten Schöpfung abgeben können. Träfe der Vergleich des Kellerschen Romans mit dem „Anton Reiser“ oder mit „Heinrich Stillings Jugend“ zu, so würde selbst dann noch genau zu unterscheiden sein, wie weit die Lebenserinnerungen bloß berichtet, wie weit sie durch die Darstellung in andre Beleuchtung gerückt, erhoben und verklärt wären. Er trifft aber nicht zu, und wenn verglichen werden soll, so liegt die Parallele für Kellers „Grünen Heinrich“ mit Goethes „Werther“ viel näher. Der genaueste Nachweis der zahlreichen Einzelzüge, die aus Goethes Wegzarter Erlebnissen im Sommer 1772 in den Wertherroman übergegangen sind, die schärfste Unterscheidung zwischen den Bestandteilen, die dem Idyll im Deutschordenshof, denen, die den Geschehnissen des jungen Jerusalem, und denen, die der erfindenden und bildenden Kraft Goethes entstammen, hat immer nur die Bewunderung vor dem schöpferischen Vermögen, der das Ergreifendste und das Spielendste, das innerlich Notwendigste und das Zufälligste unlöslich verschmelzenden Phantasie des großen Dichters erhöhen können. Ähnlich wird es — mutatis mutandis — auch mit Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ ergehen, wenn man sich nur erst über die Fülle der Wirklichkeit, der aus den Erlebnissen des jugendlichen Keller stammenden Einzelzüge beruhigt haben wird, die Baechtold im ersten Teile seiner Lebensgeschichte des Dichters aneinanderreicht.

Die Geschichte des grünen Heinrich verwandelt bekanntlich das Elternpaar unsers Dichters, den Drechslermeister Hans Rudolf Keller von Glattfelden

und dessen Ehefrau Elisabeth, die Tochter des Chirurgen Johann Heinrich Scheuchzer, in den jungen Steinmez und Baumeister Heinrich Lee, der sich mitten unter die französisch-griechischen Gestalten eines ländlichen Pfarrhauses mischt und um die Pfarrerstochter wirbt. Aber sowohl der frühe Tod des Vaters und die Thatsache, daß ein altes Haus (das Haus „zur Sichel“ am Rindermarkt in Zürich) als das einzige Besitztum der hinterlassenen Witwe und ihrer Kinder Gottfried und Regula verblieb (im Roman ist der grüne Heinrich das einzige Kind seiner Mutter), als die, daß Frau Elisabeth Keller der Erziehung ihres begabten Sohnes ebenso rat- und hilflos gegenübergestanden zu haben scheint wie Frau Elisabeth Lee im „Grünen Heinrich,“ wird durch die Erzählung des Biographen bestätigt. Im Verlauf der Darstellung tauchen dann nach einander ein altes Kinderbildnis aus dem siebzehnten Jahrhundert auf dem Boden des Nordorfschen Nachbarhauses (das „Meretlein“ aus dem „Grünen Heinrich“), der Trödler Jakob und seine Ehefrau Anna Hoß aus Uster (Bettler Jakoblein und Frau Margreth im Roman), die bescheidne Schule, die unser Dichter und der grüne Heinrich zuerst besucht (das Landknabeninstitut auf der Stühlihofstatt) und die anspruchsvollere „Industrieschule“ auf, aus der Keller, als Rädelsführer bei einem Schülertumult gegen den Lehrer Johann Heinrich Egli von Rüschach, am 9. Juli 1834, ganz wie es im Roman geschildert ist, ausgewiesen wurde. Baechtold sagt: „Als angeblicher Rädelsführer der lärmenden Unbotmäßigkeit mußte er ganz allein büßen, während man die schuldigen Herrenföhnchen schonte. Das bittere Gefühl der ungerechten Relegation hat er nie ganz verwunden. Die gewaltfame Ablenkung von der Bahn pflegte er als erste Ursache seines »verhunzten« Bildungsganges zu bezeichnen, wobei er weidlich gegen eine Erziehungsanstalt loszog, die sich durch Wegschickung eines Schülers — sofern er nicht gänzlich unbrauchbar sei — stets selbst das erste Armutzeugnis ausstelle.“ Nun, wer die ernste Selbstbildung zu dem Grade zu steigern vermochte, den Gottfried Keller erreichte, der hat geringe Ursache gehabt, sein Autodidaktentum zu beklagen.

Unmittelbar nach seiner Schulkatastrophe flüchtete Gottfried Keller, wie der Held seines Romans, in die dörfliche Heimat seiner Eltern, nach Glattfelden. Gleich dem grünen Heinrich führte er seine Malgerätschaften und einen Vorrat von Papier mit sich, um die Reize der Landschaft festzuhalten. Statt des Pfarrhauses im Roman war es das Doktorhaus des Oheims Heinrich Scheuchzer, das ihn aufnahm, und in diesem Hause ging es munter zu, wie es im „Grünen Heinrich“ geschildert wird, „hier war (heißt es im Roman) überall Farbe und Glanz, Bewegung, Leben und Glück, reichlich, ungemessen, dazu Freiheit und Überfluß, Scherz und Wohlwollen.“ Und der Biograph verfehlt nicht, auch bei diesem Anlaß eine ganze Fülle von Einzelheiten zum Vergleich beizusteuern: „Der Oheim Doktor war ein eifriger Jäger. Eine ganze Meute von Jagd-

hunden, ein zahmes Reh, der Marder Hännli, eine prachtvolle graue Katze, lauter Bekannte aus dem Roman, bevölkerten seinen Hof.“ Auch die alte, in zweiter Ehe noch lebende Großmutter väterlicherseits, manche andre Episodengestalt, der Briefwechsel des jungen unberatnen und phantasievollen Burschen mit der Mutter über den künftigen Malerberuf, nicht minder die beiden Lehrer Kellers sind aus der Wirklichkeit in den Roman übergegangen. Der Züricher Kunstmaler Peter Steiger enthüllt sich als das Urbild des Meister Habersaat, der unglückliche, im Wahnsinn 1857 verstorbene Landschaftsmaler (Aquarellist) Rudolf Meyer von Regensdorf, den „irgend eine flüchtige Beziehung zu einer römischen Princesse aus dem Gleichgewicht gehoben hatte,“ als das zum Maler Römer im „Grünen Heinrich.“ Wie tief der Dichter auch in späterer Zeit noch das Mißgeschick empfand, daß seine künstlerischen Anfänge unter unzulänglicher, schlimmer Leitung gestanden hatten, dafür giebt es vielfältige Zeugnisse. Adolf Stern hat (in dem Nekrolog Kellers in der Allgemeinen Zeitung von 1890) aus persönlicher Erinnerung erzählt: „Im September 1884 unternahmen wir gemeinsam eine Fahrt nach dem schöngelegnen Rüschnach am Züricher See. Unser Mittagmahl fand in einem besondern, altertümlichen, holzgetäfelten Zimmer des dortigen Gasthauses statt; an den Wänden hingen kleine Radirungen von Schweizer Landschaften, die in einer etwas verschollnen Manier behandelt waren. Indem wir sie betrachteten, sagte ich zu Keller nur »Habersaat.« »Danke für das Zitat,« antwortete er lachend, fügte aber, plötzlich ernst werdend, hinzu: »Es ist doch verwünscht, daß man selbst mit dem Humor die Bitterkeit gewisser Erinnerungen niemals auflösen kann.«“

In langer Folge weist Baechtolds Biographie den weitern Zusammenhang der persönlichen Erlebnisse Kellers für die Jahre zwischen 1835 und 1840, sowie für die Münchner Zeit, 1840 bis 1842, mit zahlreichen Episoden des Romans nach. Die Hungertage in München, das Flötenwunder, der Verkauf der Skizzen und Studien des darbenenden Künstlers an ein altes Trödelmännchen und das Malen der Fahnenstangen, hundert andre kleine Züge, die den Lesern des „Grünen Heinrich“ seit Jahrzehnten vertraut sind, erweisen sich durchaus als erlebt, sodaß Baechtold ausruft, die Lebensbeschreibung Gottfried Kellers lange immer wieder bei einem Punkt an, wo sich „Menschen und Dinge, die man aus dem »Grünen Heinrich« kennt und für dichterische Erfindung halten möchte, plötzlich mit einer unheimlichen oder beinahe plumpen Wirklichkeit als bestimmte Personen und Thatsachen vor uns hinpflanzen.“

Dennoch und trotz all dieser Beziehungen des Dichters zu seinem Werke bringt uns „Gottfried Kellers Leben“ die entscheidendsten Beweise, daß der Erstlingsroman des Züricher Dichters eine freie poetische Schöpfung und keine verhüllte Autobiographie ist. Wenn auch getränkt und durchsättigt von den persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen, den Stimmungen und Träumen Kellers, ist er doch (auch schon in der ersten Fassung) ein ausgestaltetes Kunst-

werk, und der Biograph hätte sich nicht entgehen lassen sollen, die erfindende, belebende, steigende Kraft, die der Dichter gerade diesem Stoffe gegenüber betätigt hat, schärfer zu betonen. Zwar erzählt er genug für den, der die Gestalten, die Szenen, die Schilderungen des Romans treu im Gedächtnis hat. Er hebt ausdrücklich hervor, daß die Jugendliebe Kellers, die früh verstorbene Henriette Keller, die neunzehnjährig 1838 in Richtersweil am Züricher See starb, die tote Anna aus dem „Grünen Heinrich“ durch den Dichter mit zarter Empfindung und verklärender Phantasie aus unerquidlichen Familienverhältnissen in das Idyll am verborgnen Waldsee hineinversetzt, daß die Gestalt der braunen Judith als Kontrastfigur dem anmutigen Schulmeisterstöchterlein gegenübergestellt und frei erfunden worden ist; er weist nach, daß Gottfried Keller München erst im Mai 1840 betreten hat, also das große und glänzende Künstlerfest vom 17. Februar jenes Jahres, das er den „Grünen Heinrich“ von den Anfängen bis zum wunderlichen Ausklang mit durchleben läßt, nur aus Rudolf Marggraffs Gedenkbuch „Kaiser Maximilian I. und Albrecht Dürer in Nürnberg,“ aus Neureuthers figurenreichem Erinnerungsblatt und vor allem aus den Erzählungen der Künstlerfreunde kennen gelernt hat. Aber die Erinnerung, die noch alle Künstlerwerkstätten und Künstlerkneipen durchschwirrte, machte sich Keller so zu eigen, daß sie wie ein völlig Erlebtes erschien und eine Reihe der frischesten und entzückendsten Abenteuer des Romans aus ihr erwuchs. Und so ließe sich noch lange fortfahren; mindestens ebenso viel Abweichungen als Übereinstimmungen, ebenso viel Zusätze aus der Phantasie als Mitgaben der Wirklichkeit würden sich bei der Fortsetzung des Vergleichs ergeben. Und mehr als das: jede Benutzung des eignen Lebens würde in einer Reihe charakteristischer Änderungen, leichter, leiser, für den groben Sinn unmerklicher und doch die rechte Wirkung erst hervorbringender Verschiebungen und Erhöhungen die poetische Innerlichkeit und das künstlerische Feingefühl Gottfried Kellers erweisen. Eine eingehende Studie über das Verhältnis des Romans zur Lebensgeschichte wie zum innersten Wesen des Dichters würde also nur dann dankenswert und fruchtbar sein, wenn sie sich von all den Überraschungen mit behaglichen und unheimlichen Thatfachen nicht überraschen und verführen ließe. Der Zug des Tages und die Methode, die für jede poetische Erfindung und jede lebendige Gestalt eines Dichters am liebsten gedruckte Quellen fände, läuft freilich schmurstracks gegen diese Art der Betrachtung und Würdigung eines Kunstwerks.

Der „Grüne Heinrich“ schließt bekanntlich mit der Heimkehr des gescheiterten Landschaftsmalers, der, ein anderer Wilhelm Meister, die Überzeugung gewonnen hat, daß er nicht zur Kunst berufen sei. In Gottfried Kellers Biographie spielt er noch über ein volles Jahrzehnt die entscheidende Rolle. In den wenig erquicklichen Jahren zwischen 1842 und 1848, wo zwar der Quell der Lyrik hell und blühend in Gottfried Kellers Seele aufsprang, aber

der Übergang vom Maler zum Dichter sich nur langsam und unter schmerzhaften innern Kämpfen entschied, bildete der Entwurf und die stille Phantasiearbeit für den spätern Roman eine der Brücken, die diesen Übergang ermöglichen. Im vierundzwanzigsten Lebensjahre faßte Keller zuerst den Vorsatz, seine Jugendgeschichte und die gescheiterten Kunstbestrebungen in die Form eines kleinen elegischen Romans („ein elegisch-lyrisches Buch, mit heitern Episoden und einem cypressendunkeln Schlusse, wo alles begraben würde,“ nennt ihn der Dichter in einer autobiographischen Aufzeichnung selbst) zu bringen. Der Gedanke an den „Grünen Heinrich“ begleitete den Stipendiaten des Kantons Zürich, als er in dem Sturmjahr 1848 zu spät, aber darum nicht minder dienlichen und fruchtbaren Universitätsstudien nach Heidelberg aufbrach. An seinen Gönner, den Staatsrat Eduard Sulzer in Zürich, berichtete der Dichter am 23. Juli 1849 aus Heidelberg: „Ich schrieb an meinem Romane, welchen ich immer noch in den Händen behalten habe. Da derselbe eine Frucht persönlicher Erfahrung ist und ein Abschluß sein soll, so habe ich eine große Scheu, denselben endlich gedruckt zu sehen, und bin namentlich immer noch unschlüssig über die Haltung der letzten Kapitel, denn der innere Gehalt muß bei solchen Produkten durch Außerlichkeiten und poetische Erfindungen verstärkt und ausgeputzt werden. Die Leute tragen dem aber keine Rechnung und lassen ihre Hypothesen fliegen, sobald der Schuß los ist, und sie merken, daß etwas Reelles zu Grunde liegt.“ Die letztere Ahnung Kellers sollte sich nur zu sehr erfüllen und die leidigen Hypothesen ihm das Leben mehr als einmal sauer machen. Zunächst wollte es sein Mißgeschick, daß er den ursprünglichen Vorsatz, das Werk vor dem Abschluß nicht aus der Hand zu geben, nicht durchzuführen vermochte. Durch die Berliner Jahre von 1850 bis 1855 zog sich die unausgesetzte Arbeit an dem Roman; den Druck ließ Keller im August 1850 beginnen, zu einer Zeit, wo er noch glaubte, den reichen poetischen Gehalt des Werkes in die Form eines Bandes pressen zu können. Aus dem einen Band von etwa dreißig Druckbogen wurden bekanntlich vier Bände von gleichem Umfang, und Keller mußte es als ein großes Glück betrachten, daß sein Verleger Eduard Vieweg in Braunschweig einen tiefen, ja enthusiastischen Anteil an dem Gedeihen des Werkes nahm, von Haus aus mit Entzücken spürte, daß hier „ein Meisterwerk, dem er nichts ähnliches an die Seite zu setzen wisse,“ entstehe, und aus diesem Entzücken immer wieder den Mut schöpfte, die jahrelangen Zögerungen und Weiterungen des Dichters zu ertragen, ihm zwar zu Zeiten ernstlich zu zürnen, aber sich doch dem bedrängten Autor immer aufs neue willig und hilfreich zu erweisen. Schon nach dem Erscheinen der drei ersten Bände im August 1853 mußte Keller in einem Briefe an Hermann Hettner (damals in Sena) eingestehen: „Könnte ich das Buch noch einmal umschreiben, so wollte ich jetzt was Dauerhaftes und durchaus Tüchtiges daraus machen. Es sind eine Menge Geziert- und Flachheiten, auch große

Formfehler darin; das alles schon vor dem Erscheinen vorauszusehen und mit diesem gemischten Bewußtsein noch daran schreiben zu müssen, war ein Fegefeuer, welches nicht jedem zu gute kommen dürfte heutzutage.“ Keller ist es in Wahrheit zu gute gekommen, und bekanntlich ist ihm denn auch in dem fruchtreichen Herbst seines Dichterlebens vergönnt worden, dem Roman seiner Jugend eine erneute und die bleibende Gestalt zu geben, der nur einzelne schöne und tiefe Seiten der ersten Fassung geopfert worden sind.



Marie Neander

Novelle von Otto Verbeek

1



uten Abend, sagte Marie Neander, als sie eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit den hübschen, hellen Salon ihrer Freunde betrat. Da bin ich. Nun wollen wir in corpore ein bißchen Vorrat gähnen.

Was fällt dir ein, du ungezognes Mädel! Komm, setz dich her und sei vernünftig.

Das ist viel verlangt. — Sie schmiegte sich lachend in den weichen Sessel, nachdem sie die Falten ihres schlichten schwarzen Sammetkleides glatt an sich heruntergestrichen hatte. Wie kommt ihr überhaupt dazu, mich zu einer Abfütterung einzuladen? Ich habe nämlich die ehrenwerte Frau Stadtrat getroffen. Das Drum und Dran für heute Abend kann ich mir also vorstellen. Da wird eine nette Menagerie zusammenkommen. Seht ihr wohl? Ihr seid entlarvt!

Und Sie sind ein verzognes Prinzesschen. Wissen Sie das? sagte Bernhard Lange. Sie verdienen den interessanten Nachbar gar nicht, den Ihnen Toni zugebacht hat.

Wer könnte das sein? Nur keinen Ehemann! Entweder ist er noch vom holden Wahn befangen, dann ist er ungenießbar; oder er ist schon aufgewacht, und dann danke ich dafür, Blißableiter zu spielen. Ein sonderbarer, beinahe häßlicher Zug von Spott überschattete dabei flüchtig ihr hübsches, weiches Gesichtchen und raubte ihm vorübergehend allen Jugendschimmer.

Halb so wild, mein Engel! sagte Toni abwehrend. Du kennst doch den Rémeti?

Den kleinen Geiger, den ungarischen?